Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Hensel.)

(10. Fortsetzung.)

Maurice wandte sich verstimmt zur Seite. Die Gräfin ließ sich nicht aus ihrer Stimmung bringen. Mit liebevollen Worten sprach sie auf ihn ein, bis allmählich sein Trotz wich. „Du grockst mir ob meiner Neigung, Maurice? Siehst du denn nicht, daß sie mich zu einem anderen, einem besseren Menschen gemacht hat? Aus der kalten, hochmütigen Aristokratie ist ein warm empfindendes, frohgemutes Weib geworden, aus der verhassten Feindin und Hasserin deutschen Weizens und Strebens eine gerechte Beurteilerin und Schätzerin preußischer Soldatenzucht, ein Weib, das aber trotzdem nicht fühllos ist für das Unglück Frankreichs, sondern mit heißem Herzen das Ende des unheilvollen Krieges herbeisehnt.“

„Du denkst wirklich noch heute daran, dein Los an das des deutschen Offiziers zu fesseln?“ wandte Maurice ein.

„Für alle Zeiten!“ rief Cécile. „Und du, mein treuer Bruder, wirst deine einzige Schwester nicht kränken, indem du ihr halt und abweisend gegenübertrittst. Bedenke, es gilt das Glück meines Lebens.“

„Nun wohl, Cécile“, erwiderte der Marquis, bezwungen von der unerschütterlichen Festigkeit seiner Schwester, „du sollst deinen Willen haben, doch verlange nichts Uebermenschliches von mir. Ich will höflich und artig sein, so viel wie möglich — dir zu liebe! — Jetzt muß ich aber gehen.“

Der junge Offizier, der hier das Kommando führte, wird durch seinen Abschiedsbesuch mochen. Wie ich sehe, sind seine Leute marschbereit, und er selbst schreitet schon auf unsere Wohnung zu. Also auf Wiedersehen!“

Der Schwester, freundschaftlich zunickend, entfernte er sich.

Da trat auch schon nach kurzer Anmeldung Fähnrich v. Konegg ins Zimmer.

„Gnädigste Komtesse! Eine Orde ruft mich ab. Ich kann nicht gehen, ohne der huldvollen Schlossherrin meinen ehrebetriegen, wärmsten Dank auszusprechen für die weitgehende Gastfreundschaft, die ich und meine Leute hier genossen. Seien Sie versichert, daß ich die Tage auf Schloss Frenois in treuer Erinnerung bewahren werde!“

„Wenn es uns so leicht und angenehm gemacht wird, Gastrecht zu üben, darf man jederzeit auf offene Tür und freundschaftliches Gedächtnis rechnen.“

Die Komtesse reicht dem Fähnrich die Hand zum Abschied. In demselben Augenblick sprengt ein Reiter auf den Hof. Man hört Kommandoburle.

Der Fähnrich horcht auf. „Vergebung, gnädigste Komtesse, mein Chef ist gekommen, ich muß auf meinen Posten.“

Nach einem raschen Gruß entleert Konegg druch die Tür, und als Cécile ans Fenster tritt, erblickt sie zu ihrer namenlosen Freude den, dessen Gegenwart sie heiß ersehnt. In tiefer Bewegung schaut sie hinab auf das militärische Bild, das sich unten entwickelt und dessen Mittelpunkt er bildet.

Wie stolz und strotz er zu Pferde sitzt, wie er die Zügel leicht und sicher führt und das lebhafteste Tier spielend zu jeder Ganganart zwingt, wie sein Auge aus dem offenen männlichen Antlitz freundlich dem Fähnrich entgegenblickt, der beflügelt den Schritten sich seinem Vorgesetzten nähert. Die Komtesse bemerkt noch, wie Konegg bei den Worten seines Rittmeisters in freudiger Aufregung gerät, dann muß sie sich dem ins Zimmer tretenden Bruder zuwenden.

Im Hofe hat sich der Reiterabteilung eine lebhaft Bewegung bemächtigt. Der Eskadronschef gab Kennzeichen der Ueberumpelung der Beschwörer, von den Beförderungen der Offiziere, von der Kommandierung der Eskadron zu den an der Front kämpfenden Truppen. Man sah es den Leuten an, wie stolz und glücklich sie sich fühlten, nach der unheimlichen Razzia auf die Freischaren in offener Feldschlacht ihren Reitermut betätigen zu können.

Endlich war das Dienstliche erledigt, und jetzt flogen die Blicke Werners in sehndem Suchen nach den Feindern des Schlosses. Er sah sie, wie sie mit seltsam lächelndem auf ihn niederblickte und seinen Gruß mit freundschaftlichem Nicken erwiderte. Reider Augen brannten ineinander; es ging ihnen wie Hungrigen, die nach langer Entbehrung das erste Labfal erhalten.

Diese Begrüßung aus der Ferne konnte dem feurigen Werber auf die Dauer doch nicht genügen. Mit einem Sprung war er aus dem Sattel und stürzte die Treppe hinauf, der wonnigen Frau entgegen, die in heissem Sehnsuchts-ang alle Zurückhaltung vergaß und ihm in seltsamer Lust entgegenlag. „Nimm und fest hielt-n sie sich umschlossen, mit der Glut und Ausdauer liebender Herzen traten sie vor Maurice, dessen Un-

bild auf eine harte Probe gestellt worden war.

Der Marquis brauchte nur seine Schwester anzusehen, um zu begreifen, daß es ebenso graum wie zwecklos wäre, den Unersöhnlichen zu spielen. Heute, wo er nicht mehr unter dem Bann des vaterlichen Einflusses und dessen verantr Deutscherferei stand, hatte er offene Augen für die Vorzüge deutscher Disziplin und Bildung, einer Bildung nicht nur äußerer Art, sondern auch in seelischer und geistiger Beziehung. Daß der deutsche Offizier die gesellschaftlichen Formen beherrschte, daß er in seiner Rede ein hohes Maß von Bildung an den Tag legte, das wurde ihm nie klarer als im gegenwärtigen Augenblick, wo der preußische Reiteroffizier mit edlem Freimuth und ritterlichem Anstand vor ihn trat und um seine Schwester warb.

Damals in Arcene war ihm in seiner krankhaften Aufregung die Fähigkeit des Preussens in der Beherrschung des Französischen nicht weiter aufgefallen, jetzt mußte er staunen über dessen Sprachtalent und das Vermögen, den Umgangston wie ein geborener Pariser zu führen. Das schmeichelte seinem Nationalstolz, und wärmer, als er gewollt, gestaltete sich seine Antwort.

„Sie begehren viel, mein Herr, das höchste und beste, was ich zu vergeben habe. Nur das Bewußtsein, daß meine Schwester das Glück ihres Lebens in diesem Bunde sieht, und die Ueberzeugung, daß ich sie den Händen eines würdigen Mannes anvertraue, läßt mich über die Bedenken, daß ein Fremder, ein Feind Frankreichs meine teure Cécile zum Besitz erhalten soll, hinwegsehen.“

„Bruder, lieber Bruder, wie danke ich dir für diese Worte!“ und als jetzt Cécile ihre Arme um den Bruder schlang, und ihn zu dem Geliebten zog, bot dieser Maurice die Hand.

„Ich weiß, wach kostbares Gut mir zuteil wird, Herr Marquis, und weiß auch die Selbstverleugung zu schätzen, der ich es verdanke. Ich begrüße Sie als den Bruder meiner teuren Braut von ganzem Herzen und hoffe, von Ihrer Seite auf so viel Sympathie rechnen zu dürfen, wie Ihnen Ihr Gefühl gestattet.“

„Ich erwidere Ihnen Gruß mit der Hochachtung, die ich dem künftigen Gatten meiner Schwester schuldig bin. Ob es zwischen uns zu einer freundschaftlichen Annäherung kommen wird, müssen wir der Zukunft überlassen. Denn ich bin und bleibe Franzose mit ganzer Seele und als solcher empfinde ich das Unglück und die Schmach, unter der mein Vaterland leidet, zu sehr, als daß ich denken, die ihm solches zugefügt, Freundschaft entgegenbringen könnte. Ich fürchte, wir werden uns immer fremd bleiben, wenn ich auch Ihre Absicht freundschaftlicher Annäherung als ein Zeichen Ihrer offenen, verhältnismäßigen Gesinnung schätze.“

„Ich danke Ihnen, Herr Marquis! Ich verstehe Ihre Gefühle und achte sie. Doch hoffe ich, auf die allbelebende Zeit, sie wird auch die uns trennende Klut überbrücken. Ich erst der Krieg zu Ende und dann ich Cécile heimführen als mein trautes Weib, werden Bruder und Gatte leichter den Weg finden, der sie zusammenführt. Und nun gestatten Sie mir, Sie über die Entbedung und Festnahme der Franktireurs zu unterrichten.“

Die Geschwister folgten in höchster Erregung der lebendigen Schilderung der dramatischen Vorgänge der vergangenen Nacht. Cécile hing in atemloser Spannung an Werners Lippen, als er von seiner Verleumdung sprach, die selbst die Augen der Liebe zu lächeln vermochte.

„Also du warst es, du Lieber, Guter, der, um mir nahe zu sein, in das Bauerngewand schlüpfte, dessen Verstoß in dieser unschuldigen Maske mir Zuneigung einflößte, aus dessen Augen mich ein Blick traf, der mein Innerstes in abnungsvollen Aufbruch brachte. Darum auch jenes fortwährende Verlangen, dich in meiner Nähe zu haben, ein Verlangen, dessen ungehobenes Regen ich mir nicht zu erklären vermochte. Während ich dich fern wähnte und alles in mir nach dir schrie, warst du um mich, jeden Augenblick bereit, alles für mich zu wagen!“

„O Cécile! Glaub mir, es war eine harte Probe für mich, jene Rolle zu spielen. Ich mußte mit aller Gewalt an mich halten, um nicht statt des Handstufes die süßen Bitten zu legehren, die mir so nah und blühend entgegenlachten. Aber jetzt will ich mich für die Entfaltung entschuldigen und mir den Lohn holen, den du dem Bauern zugehörst.“

Die Gegenwart des Marquis hielt ihn nicht ab, seine Worte wahr zu machen, bis Maurice es an der Zeit hielt, Werner mit dem Inhalt des Briefes von Raoul bekannt zu machen.

„Das ist ja eine überaus glückliche Lösung!“ rief Werner und enthielt den Geschwistern die Gründe, die ihn in totem Ritz hierher geführt — die Angst und Sorge, daß der bezweifelte Freischarenführer das Ketzertum traten vor Maurice, dessen Un-

Die Stunde der Trennung schlug. Rittmeister Werner durfte sich seinen dienstlichen Pflichten nicht länger entziehen. Eine letzte, liebevolle Umarmung dann schritt er aufrecht und stolz die Treppe hinab, über die ihn sein Fuß so seltsam leicht getragen.

Einen Augenblick darauf sah er im Sattel und als auf sein Kommando die Dragoner sich in Bewegung setzten, lenkte er zum Abschied grüßend die Waffe vor dem Fenster, in dessen offenem Rahmen die Komtesse stand und der schlanken Reitergestalt mit ihren Widen, ihrem Schönen folgte.

Dritter Teil.

Es war am Vorabend der Schlacht von Beaune la Rolande. Um ein Bivakfeuer lag ein Dutzend Soldaten. — Feuer! Wenn man schwellende Aeste und Bauarrinden so nennen will.

Das spärliche Geflüster der frosterkaltten Mannschaften wie eine Wohltat, belamen sie auch statt züngelnder Flammen und ausstrahlender Blut nur augenbeizenden Qualm zu kosten.

Aber sie sahen Funken, spürten Rauch und drängten sich um das glimmende Feuer.

Bitterkalt war die Nacht. Ein eisiger Nord fegte über die Höhen und fand seinen Weg in die kleine Bodensenkung, in die die Vorpostenabteilung sich eingeknistet hatte.

Abgebeht, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, an dem man einem an Zahl überlegenen Feind gegenüberstand, fand der Leib einige Stunden Ruhe; im Schlaf suchten die Tapferen ihre Mühen und Gefahren zu vergeffen.

Seit mehreren Tagen ohne Verpflegung, waren die Truppen auf Requirieren angewiesen in einer Gegend, wo nichts, rein nichts zu holen war. Die schärfste Spürnase schnüffelte vergeblich in den verlassenen Gehöften nach appetitlichen Specksteinen, Eiern, Käse und all den schönen Sachen, nach denen ein leerer Soldatenmagen sich seht.

Enttäuscht und Ingrim in Herzgen verließen die Sucher die unwirtlichen Stätten, und schon befreundete sich der bescheiden geordnete Sinn mit der frugalsten Kost, ja mit eitlem Brot — aber selbst diese Hoffnung ward zerschanden.

Was nützte ein in einem Kellerwinkel aufgeschobenes Fäßchen mit dunkelrotem Burgunder? Das herrliche Blut, sonst ein Göttertrank, war eiskalt und nicht zu genießen. Wer sich dennoch daran wagte, dem bekam's miserabel — der ausgepumpten Magen vertrug solche Gießkerlöst schlecht.

Was blieb den Hungernden und Frierenden anders übrig als Vergessen, Schlaf?

Nicht allen ward seine Wohltat zu teil. Unruhig wälzten sich ein paar Leute hin und her, neidisch und mürrisch auf die schlafenden Kameraden blickend. Ihr Aerger fand kräftige Worte.

„Den Dunner sch! Ken bisgen Schlaf trieg ich fertig und die schnarchen wie die Hamster! Die verfluchte Kält geht durch Mark und Bein. Jetzt 'n Tropfen Schnaps, dat wär.“

„Schnaps! Ja, proste! Schnee tannste leden und Eis. Pfui Deiwel!“

„Menagier, dich, Frieg! Der Deiwel hat's besser als wir, der sitzt warm in seiner Höle!“

„Nee, nee!“ protestierte der andre. „Heu! sah er den Hofhosen im Leib. Die Kerls sind höllisch ins Zeug gegangen.“

„Wenn o! Wir haben's ihnen gegeben trotz Chassepots und Mitrailleurten. Hausenweis lagen sie im Graben, man konnte über die Leichen kaum wegkommen.“

„Was hat's genügt? Wir sind nicht vorwärtsgekommen und eilig Blut hat's gefloht. Und unser Hauptmann! So 'n verfluchtes Sprengstück hat ihm 's Bein glatt weggerissen. Wenn er davon kommt, is er en Krüppel!“

„Salagär!“ sagt der Franzos. „Dat is nu im Krieg nicht anners!“

„Gorch! Vor uns regt sich was!“ Die beiden springen auf und lanchen. Kein Zweifel! Von ferne klingt's wie Rossegetrappel.

Und jetzt der Anruf der Schiltwache: Halt! Wer da? Ein paar unverschämliche Laute und schon sprengt's in weitaustrahlendem Galopp heran und eine kräftige Stimme ruft: „Auf, ihr Schläfer! Der Feind avanciert!“

Wie eine Kette aufgeschuchter Feldhühner wirbeln die Leute in die Höhe, hastig werfen sie ihre Tornister um und sossen nach den Geiseln.

Wo ist der Vorpostenkommandant? ruft der Reiteroffizier, dessen mit Schweiß bedeckter Wappe kaum zu halten ist.

„Was ist denn in Aududs Namen nu wieder los?“ schreit ein helles Organ, dem man den Verdruf anmerkt. „Kann man keine Minute Ruhe haben?“

„Der Kamerad, ich bitte die Störung zu entschuldigen“, spottet der andre. „Aber die Reinde können hier-

den Teufel um untre Behaglichkeit. Also bitte rasch Ausrüstung, wo ich den General treffe.“

Jetzt ist von dem Offizier auch der letzte Rest von Gemächlichkeit geischn. Rasch tritt er heran und gibt Ausrüstung.

Da sauh't's durch die Luft mit unheimlichem Rausen. Die Verbeugung, die die Soldaten vor dem feindlichen Liebesgruß machen, kommt zu spät. — Die Granate hat einige Schritte vor ihnen eingeschlagen. . . zum Glück, ohne zu krepieren. Zwei Soldaten werden durch den Luftdruck zu Boden geworfen.

Aber wo ist der Dragoner? Das Einschlagen des Geschosses hatte das Pferd schau gemacht. In mächtigen Schüben jagt es davon. Sein Reiter läßt ihm die Zügel. Die Granate hat kräftiger gewirkt als Sporen.

Wie ein Pfeil slog das Tier über den gefrorenen unebenen Boden, und erreichte nach kurzer Zeit das von dem Offizier erstrebte Ziel, den Standort des Brigadefeldkommandeurs, der mit seinen Truppen den ersten Ansturm des Feindes auszuhalten hatte.

Der Dragoner übergab sein Pferd einer Ordonnanz mit der Weisung, das dampfende Tier trocken zu reiben. Dann ließ er sich beim General melden.

Der rasende Anritt des Dragoners hatte das Lager in Aufrühr gebracht. An allen Seiten erschallten Zurufe und Fragen. Der Offizier kümmernte sich nicht darum, seine Meldung galt dem Kommandierenden.

Einige Minuten darauf stand er vor ihm. Der Tag war eben angebrochen, trübe und kalt. Ein fahler Schein zeigte sich im Westen, das Anzeichen eines Witterungswechsels.

Mit gefurchter Stirn bemerkte es der General. Jetzt kammetter und Regen — das mußte einen fürchterlichen Morast geben und die Truppenbewegungen erschweren. Dann wandte er sich dem Dragoneroffizier zu.

„Sie bringen wichtige Nachrichten?“

„Zu Befehl, Herr General! Der Feind hat die Dunkelheit benützt und ist in raschem Vormarsch. Seine Pflänker haben den Wald von Notre-mont passiert und breiten sich auf dem offenen Gelände aus. Auf einer Rekonnozierung ist unsere Eskadron — Rittmeister Werner von den 5. Dragonern — auf sie getroffen. Wir zogen uns zurück und konnten von einer Anhöhe aus noch beobachten, wie den Pflänkern dicke Scharen Infanterie mit zahlreicher Kavallerie und Artillerie folgten. Mein Eskadronschef hat mich mit der Meldung zum Herrn General beordert, daß die französischen Kolonnen in einer halben Stunde schon unsere Vorposten erreichen können.“

„Ich danke! Einen Augenblick! — Herr von Redern, Sie haben die Meldung gehört. Reiten Sie, was das Zeug hält, zum Divisionär und ersuchen Sie ihn um sofortige Unterstützung. Ich werde den Feind solange wie möglich aufhalten.“

Während der Adjutant davon sprengte, ließ der General Alarm blasen und sofort ein Bataillon aus-schickwärts. Nach der linken Flanke beorderte er die Reiterei, der Artillerie befahl er, auf der Straße im Galopp vorzugehen und den Feind auf der rechten Seite zu fassen.

„Nun geschwind die näheren Angaben, Leutnant . . .?“

„Konegg, Herr General!“

Der Bestrenge musterte mit Wohlgefallen die geschmeidige, jugendlich kräftige Figur des Offiziers und freute sich über die klare, knappe Art, in der der Leutnant seinem Vorgesetzten den Anmarsch des Feindes auf der Karte erklärte.

„Ich danke Ihnen! Das genügt, schließen Sie sich meinem Stab an!“

„Zu Befehl, Herr General!“ Und nun aufs Pferd! Wir wollen uns mal diese Truppiers der Voirearmee in der Nähe ansehen!“

Rasch saßen sie im Sattel und in gestrecktem Trab ging's an den Kolonnen der vormalstretenden Truppen vorüber, nach einem das vorliegende Terrain übertragenden Hügel, wo schon eine Batterie aufgeföhren war, bereit, den Feind zu empfangen.

General v. Wödem, ein unerschrockener, tapferer Soldat, streng im Dienst und streng gegen sich selbst, als Truppenführer ein rücksichtsloser Draufgänger, der eben erst von Metz gekommen war, hielt nicht viel von den zusammengetrommelten Voiretruppen, ebensowenig von ihrem bürgerlichen Schöpfung und Organisations Gemüßel.

Er kannte eben nicht den ehernen Willen, die unbeugsame Energie dieses Mannes, der Armeen aus der Erde stampfte, der mit seinem Feuergeist, seiner Leidenschaftlichkeit die Massen begeisterte und sie zu außergewöhnlichen Taten entflammete, dessen rastloses Eifer es gelang, nach und nach eine Streitmacht von 600,000 Mann mit 1400 Geschützen ins Feld zu stellen.

Buntschieda war allerding's dies-

Armees: Mobilitäts, Nationalgar-den, Franktireurs, bewaffnete Bau-ern fehlten dabei nicht, aber der Kern war gut: Linientruppen, Marine-soldaten, Afrikaner — und was den Massen an Schulung fehlte, ersetzte die erdrückende Uebermacht.

So stand den Deutschen jetzt allein an der Voire ein Heer von 200,000 Köpfen gegenüber, denen der prinzipielle Feldherr kaum 90,000 Mann entgegenzuwerfen hatte.

Aber wie der Brigadefeldkommandeur die Abnung von Gambettas Tatkraft und von der Widerstandsfähigkeit des französischen Volkes hatte, so herrschte auch im Großen Generalstab eine weitgehende Zurechtweisung, die jedoch auf die bisherigen großen Erfolge nicht einzuwirken vermochte, warum — der greise Kriegsherr nicht von vornherein die Offensive gegen die Voire-Armees unter ihrem Oberbefehlshaber d'Arrelle de Paladines befahl.

König Wilhelm sah eben weiter — er taktierte den Feind und seinen geistigen Venter höher als seine Umgebung, und verhehlte sich nicht die großen Schwierigkeiten und Gefahren eines vorzeitigen Angriffs der starken feindlichen Armees.

Erst als der Sieger von Metz auf dem Plan erschien und seine Truppen mit der Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg und von der Lannschen Streitkräften vereinigte, konnte er sich mit einer Offensive befassen, deren Ausgang auch dann noch, wenn man sich die Anstrengungen und Entbehrungen der deutschen Soldaten bei dem winterlichen Feldzug, ihre körperliche Erschöpfung vergegenwärtigt, ziemlich zweifelhaft war.

Man brauchte nur die abgetragenen, beschmutzten Uniformen, das zer-rissene und zerfetzte Schuhzeug, das Ruoterbunt von Beinkleidern, unter denen Zivilhosen, ja französische Uniformen nichts Seltenes waren, anzusehen, um den Ausruf des Herrn v. Wödem: „Die reinste Räuberbande!“ zu begründen.

Es war ein schweres Stück Arbeit für die deutschen Soldaten — diese Filmmärsche bei Sturm und Regen, bei Frost und Schnee, bald auf eis-schlatten, harten, bald auf aufgeweichten, verschlammten Wegen, in völlig fremder Gegend, ohne Verpflegung und schützendes Dach, beständig beunruhigt von den im Hinterhalt lauern-den Freischaren und Pfisang . . . und dann nach tagelangen Strapazen ohne richtige Nahrung und genügende Ruhe dem Feind mutig und kräftig die Seiten zu bieten — das zu vollbringen, gelangt nur der äußersten Not, der schrankenlosesten Hingebung, scharfer Disziplin.

„De Konegg, sind Sie's wirklich?“ ruft ein Husarenoffizier dem Leutnant zu, als er sich dem Gefolge des Generals anschließt.

„Reißhaftig, wie Sie sehen, Herr o. Lantwig!“ rief Konegg lachend zurück, indem er ihm sein Gesicht zu-lehrte.

„Nun sagen Sie mal, wie kommen Sie hierher? Was? Auch noch avanciert? Wie ist das möglich hinter der Front?“

„Das ist eine ganz verweidete Gasse, die kann ich Ihnen nicht im Handumdrehen erklären.“

„Na, dann später. Gratuliere inzwischen! Wo steden denn Ihre Kameraden?“

Rittmeister Werner ist mit seiner Eskadron den 5. Dragonern zuge-teilt — und Oberleutnant Graf Eberstein . . .“

„Teufel nochmal! Das ganze Kleeblatt befördert! Na, so was. Und unsereigen — immer mitten drin im Kugelregen — kann warten, bis ihm ein Sternchen blinkt!“

„Sie haben aber heile Glieder, während der besternte Eberstein einen Kopfschuß weg hat.“

„Oh, das tut mir leid für den Sieben Kerl! — Gefährlich?“

„Er war verwundet, als wir ihn auf einer Ferne liegen lassen mußten. Es ging leider Gottes nicht anders.“

„Na, dann ist er vom Regen in die Traufe gekommen. Den kriegten wir nicht mehr zu sehen!“

„Ich hoffe doch. Mein Chef hat vom Kommando die Erlaubnis erhalten, seine Streifen nach jener Gegend auszuweichen, und da wir wieder in die Gegend von Orleans kommen, so wird er nicht ruhen, bis er ihn wieder aufgesüßert hat. . . . Aber sehen Sie, Kamerad, jetzt wirb's ernst, in wenigen Minuten sind wir mitten im Feuer.“

Kommandoburle . . . Trommelwirbel . . . Hornsignale . . . Trompetengegenschmetter . . . Das Ganze avancieren! . . .“

Der General läßt die Brigade zum Angriff vorgehen; er muß den die Stadt stürmenden Feinden in die Flanken fallen und sie an einer Umklammerung der mutigen Verteidiger hindern — koste es, was es wolle.

Wiederholt führt er seine geringen Streitkräfte zur Attacke — er wirft, nur durch Lüge, fortgeschickte Vor-söße betrog er den überlegenen Feind hinzuhalten, bis Hilfe kommt. Beaune la Rolande muß unter allen Umständen gehalten werden.

In diesen Kolonnen gehen die Franzosen vorwärts, ihre Infanterie stürmt in erdrückender Zahl und mit wildem Elan, von ansehnlichen Rei-

termassen und zahlreichen Geschützen unterstützt, gegen die deutschen Abteilungen, die die Höhen rechts und links von Beaune besetzt haben, vor, wies sie zurück, um dann wieder selbst auf kurze Momente zurückzuweichen.

Die Treffsicherheit der preussischen Artillerie brachte den Franzosen schwere Verluste bei, an der Ruhe und Sicherheit, mit der das Fußvolk seine Kugeln beschuß, erlachte der feindliche Ansturm.

Nur vorübergehend! Die französischen Offiziere springen todesmütig vor, ihre Leute vorwärts treibend. „En avant, mes braves, en avant!“ Das Beispiel, der Zuruf wirken.

Die gelichteten Reihen schließen sich, verderblich mäht sich die Masse des Feindes gegen die dünnen Linien der Deutschen.

Der General läßt die Kavallerie attackieren . . . Trompetengegenschmetter, Hurra! In rasendem Galopp stürzen sich Husaren, Ulanen, Dragoner auf den Feind, der in jäher Flucht zurückgeht.

Jetzt regt sich's auch bei der feindlichen Reiterei. Kürassiere, Lanciers, Chasseurs d'Afrique pressen von zwei Seiten heran, um die tüchtigen Reiter zu vernichten.

Doch schon hat der Kommandierende zum Sammeln blasen lassen. Die Eskadronen ordnen sich und sprengen gegen die anstürmende feindliche Kavallerie. Der Anprall ist furchtbar. Lanze und Säbel wüten, die Pferde selbst brechen sich wie rasend Bahn.

Der ungestümen Wucht, der nachhaltigen Energie der deutschen Reiter sind die Franzosen nicht gewachsen. Der Kavallerieangriff, so glänzend er inszeniert war, scheitert an der germanischen Zähigkeit und Widerstandskraft. Aber vor dem immer neuen Scharen in den Kampf werfenden Feind müssen die Deutschen ihre mutig verteidigten Stellungen aufgeben und die Höhen, die die Stadt beherrschen, den Franzosen überlassen.

Diese richten jetzt die Wucht ihres Angriffs auf die Stadt. Obwohl von allen Seiten von einer zehnfachen Uebermacht angegriffen, wehren sich die zwölf Kompagnien mit einer heroischen Ausdauer. Haus um Haus, Gasse um Gasse muß sich der Gegner im Nahkampf ertrogen. Eingeschlossen, abgetrennt von der Verbindung mit der Brigade, halten diese Krieger bis zur letzten Patrone aus.

Schon scheint ihr Schicksal besiegelt . . .“

Der Brigadefeldkommandeur, der zähneknirschend seine Stellungen opfern und die heldenmütigen Verteidiger von Beaune sich selbst überlassen muß, weiß es wohl: Kommt jetzt keine Hilfe, so ist all das viele Blut umsonst verprist.

Da sprengt ein Offizier auf schweißtriefendem Pferd heran: „Herr General! Die 10. Division und hinter ihr das 10. Armeekorps sind im Anmarsch!“

„Gottlob!“ entfuhr es der Brust des Kommandeurs. „Das ist Hilfe in der Not. Jetzt heißt's noch einmal die Bänne zusammenreißen! . . .“

Leutnant Strecken, bringen Sie der Artillerie den Befehl zu einem konzentrierten Feuer auf die anstürmenden Fußtruppen. Sie, lieber Redern, wandte er sich zu seinem Adjutanten, instruieren die Regimentskommandeure, keinen Fußbreit mehr zu weichen!“

Die Offiziere flogen davon. Es blieben nur noch zwei im Gefolge: Lantwig und Konegg.

Der General schaute sich um. Sie, meine Herren, übermitteln der Kavallerie die Orde, die Flantendekung durch kräftigere Vor-söße zu sichern. So ist's recht!“ rief er, als die beiden wie die Windstrolach davonstürmten.

Ruhig, unerschütterlich verfolgte der General, während die feindlichen Geschosse dicht bei ihm einschlugen, das Gescheh.

Die Franzosen, ermutigt durch die abwartende Haltung der deutschen Truppen, rüdten in dichten Schwärmen immer näher. Mit einem Male — die vollen Hosen leuchteten schon in gefährlicher Nähe — bemerkten die Geschütze. Ein mörderisches Feuer schlug in ihre Reihen und als jetzt die Infanteriesalven, denen ein verberberendes Schnellfeuer folgte, auf sie niederbrannten und mit Trommelschlag und Hurrauf die Regimente zu mächtigem Sturm ansetzten, flutete die Masse des Feindes wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

— Die großen Russen. Herr Weder: Na, Herr Schulze, hat Ihre Frau auch eine Schlafbede für die Felbgauen angefertigt?

Herr Schulze: Angefangen hatte sie zwar eine, aber es war ihr zu langweilig, so hat sie statt der Bede ihren Ruff hingegen, denn darin haben beinahe zwei Mann Platz!

— Die große Furcht. Frau Lehmann: Was sehe ich, das Bildnis unseres Felden Hindenburg haben Sie hier in der Küche angebracht?

Frau Schmidt: Ja, wissen Sie, ich hatte nämlich in der Küche so viele Russen, und seitdem das Bild hier hängt, zeigt sich kein Russe mehr!